

VR – virtual reality

© 2022

Das vorliegende Buchprojekt entstand mit freundlicher Unterstützung folgender Fachverbände und Institutionen im Rahmen des Projekts Neustart Kultur:



Inhalt

afk - Frühling 2019

Freundlichkeit kann man kaufen und von weitem ist alles so klein

eop - Winter 2018

Niemandsland

Newbies & Protters - Sommer 2019

Die Geheimnisse von Harris Burdick - Tongpartu

scrum - In einem anderen Universum - Sommer 2019

Regen und Regenbögen

l2p - Herbst 2019

The Stranger - Ira Meemo

rl - Winter 2019

Wir verändern die Welt. Jeden Tag in hundert verschiedenen Arten.

(Warren Vidic zu Desmond Miles über Abstergo Industries; aus *Assassin's Creed*)

afk away from keyboard

Frühling 2019

Es gibt sie – es gibt sie nicht – es gibt sie – es gibt sie nicht ...'
Vorsichtig schreitet er die mausgrauen Platten des Bürgersteigs ab, den Blick starr auf seine Schuhe gerichtet und penibel darauf achtend, keine der teerverschmierten Fugen zu betreten oder auch nur zu berühren. Wenn aus einer der Fugen ein winziges Büschel Unkraut quillt oder die Platte vor ihm einen Riss aufweist, steigt er auf die Fußballen, tänzelt nach rechts oder links oder nimmt, wie ein Storch staksend, zwei Platten auf einmal. Er weiß, was die anderen denken, wenn sie ihn so sehen.

„Es gibt sie – es gibt sie nicht.“

Er liebt dieses Spiel. Und er kennt unzählige Varianten. Wenn das nächste Auto, das an mir vorbeifährt, von einer Frau gelenkt wird, dann ... Wenn die Anzahl der Schritte bis zur nächsten Ecke eine gerade Zahl ergibt, dann ... schon bald – nie – schon bald – nie ... Wenn der Rosenstrauch im Garten von Nummer Neun um diese Jahreszeit noch wenigstens eine Blüte aufweist, vielleicht ...

Links, rechts, zwei kurze Schritte, ouch, um ein Haar wäre das schief gegangen. Er hört den Bus aus der Ferne näherkommen und er registriert aus den Augenwinkeln die Pfütze über dem verstopften Abflussgitter am Bordstein. Ein kurzer Hauch von etwas wie Panik durchweht ihn. Lächerlich. Zwei Storchenschritte und dann hält er sich einen Augenblick lang am Geländer der Überführung fest. Der Bus rauscht vorbei und ein Schwall von Spritzwasser ergießt sich vor seine Füße. „Wenn auf der letzten Bank jemand sitzt, dann ...“, schießt es ihm kurz durch den Kopf, aber dann ist der Bus schon vorbei. Auf der letzten Bank hat niemand gegessen. Er lächelt. Es ist ein wenig wie das tägliche Lesen des Horoskops auf der Rätselseite der Tageszeitung.

Kollegentratsch nötigt Ihnen im Moment bestenfalls ein Lächeln ab. Heute fehlt Ihnen die richtige Motivation. Der Umgang mit dem anderen Geschlecht dürfte heute ... Was für ein Unsinn! Na ja, vielleicht ... Aber morgen wird er das Horoskop wieder als erstes überfliegen. Jeder weiß doch, dass es ein Spiel ist. Und er liebt diese Spiele. ‚Es gibt sie – es gibt sie nicht – es gibt sie ...‘

Als er das kurze, in der Luft hängenbleibende ‚Vorsi ...‘ hört, läuft er der jungen Frau fast in den Kinderwagen, den sie vor sich herschiebt. Das Lächeln, das die Frau ihm schenkt, ist das Lächeln, das er schon so oft gesehen hat. Er weiß, was die anderen denken, wenn sie ihn so sehen. Er springt zur Seite, hebt entschuldigend die Hände und meint: „Oh, pardon. In Gedanken. Entschuldigen Sie bitte.“

„Nichts passiert“, erwidert sie freundlich und zieht dem Kleinen im Wagen die Mütze zurecht. Unbeholfen winkt er dem Jungen ein Auf-Wiedersehen zu. Einen kurzen Moment schaut er den beiden nach, und dann fällt sein Blick auf seine Füße. Wie ein kleines schwarzes Rinnsal verschwindet der blasige Teerstrich der Fuge unter seinem Schuh, um auf der anderen Seite wieder hervorzukommen. ‚Es gibt sie nicht‘, flüstert er kopfschüttelnd, ‚aber es ist ja auch nur ein Spiel.‘

Für Anfang Juni ist es deutlich zu nass und zu kalt. Es hat fast den ganzen Tag geregnet, und er hat sich am Schreibtisch viel zu oft dabei ertappt, wie er minutenlang gedankenverloren die Wasserschlieren auf der Fensterscheibe beobachtet hat. In seinem Team wissen sie Bescheid. Selbstverständlich hat er es ihnen allen seinerzeit erzählt. Sie waren alle ziemlich betroffen. Mittlerweile machen Marie und Sarah aber dann doch ab und zu ihre Witzchen, wenn sie bei ihm vorbeikommen und er geistesabwesend durch die Scheibe starrt. Eine Hand auf seiner Schulter und dann die leise Frage „Wieder afk?“ Er nickt dann meistens nur und müht sich ein Lächeln ab, und wenn Ikem in der Nähe ist und alles mitbekommt, rollt der regelmäßig mit den Augen und sagt zu den beiden Frauen: „Ladies, ihr wisst schon, was mein Name zuhause bedeutet?!“

Auch nur ein Spiel. Vielleicht eine anfangs verunglückte, aber dennoch nett gemeinte Geste, die man jetzt nicht mehr los wird.

Am Arbeitsamt steigt er in die Straßenbahn. Er weiß nicht, wie oft er sich in der letzten Zeit überlegt hat, ob er sich nicht doch ein eigenes Auto

anschaffen soll. Er hat nie eines gebraucht. Das Geld wäre nicht einmal das Problem. Bisher hielt er es einfach für Dreck verursachende Verschwendung. Aber praktisch wäre es jetzt trotzdem manchmal.

Als sein Handy summt, zieht er es aus dem Rucksack und liest die Nachricht.

„Morgen OBI-Wan kommt. Die neue Waschmaschine er bringt. 10.00 Uhr. Wenn nötig noch Geld, ich vorlege. M.’

Matze. Matthias Bogner. Ausgewiesener Kenner des gesamten StarWars-Universums und in der Firma Fachmann für die Sounds. Einen Monat nachdem der Vater damals aus dem Krankenhaus zurück war, kam Matze neu ins Team und suchte eine Wohnung. Die Entscheidung, ihm für eine Weile die eigene Wohnung zu überlassen, entstand damals ziemlich spontan, als Matze bei einem ihrer ersten abendlichen Biere meinte: „Die Begriffe ‚Platz für mein Klavier‘ und ‚billig‘ lassen sich in dieser Stadt in keinen realistischen Zusammenhang bringen.“

Er hatte geistesabwesend in sein Glas gestarrt und irgendwann gemeint: „Du kannst meine Wohnung haben. Zumindest für eine Zeit lang. Ich werde zu meinem Vater ziehen.“ Und dann hatte er auch Matze alles erzählt.

„Ich werde keine Maßnahmen billigen, die uns in einen Bankrott führen. Ein großer Krieger du bist. J.’ Er weiß, dass Matze seine SMS richtig verstehen wird und dann drückt er auf Senden.

Am Bahnhof steigt er aus und auf dem Weg zur Bushaltestelle geht er noch an einem Kiosk vorbei. Seit er zu seinem Vater gezogen ist, hat er sich angewöhnt, gelegentlich eine Tageszeitung zu kaufen. Und er hat begonnen dieses Relikt aus einer anderen Zeit sogar zu mögen. Früher stand neben der Kaffeetasse und dem Brötchen auf dem Teller der Laptop. Jetzt bleibt selbst für das morgendliche Überfliegen der Überschriften meistens kaum Zeit und er muss zugeben, dass er dem Gefühl, sich im elterlichen Wohnzimmer eine Viertelstunde lang in einen Sessel zu setzen und das billige Papier in Händen zu halten, etwas abgewinnen kann. Außerdem sind die Zeitungen ganz nützlich, denn manchmal sammelt er die Anzeigen- und Reklamebilder, um sie immer wieder seinem Vater vorzulegen. Wenn sie nach dem Abendessen noch eine Weile am Küchentisch sitzen, jedes Mal in der Hoffnung, dass der alte Mann dieses Mal das Wort für das, worauf sein Finger zeigt, etwas klarer und zügiger aussprechen kann.

Als er die Zeitung an der Kasse bezahlen will, ist es wieder da. Dieses Bild und das damit verbundene Gefühl. Ausblenden ist unmöglich. Er kann diesen Moment kein einziges Mal einfach überspringen. Es ist wie ein Überfall, wie ein unabwendbarer Angriff aus dem Hinterhalt. Neben den Tageszeitungen liegen die Stapel aus unausrottbarer Banalität und Oberflächlichkeit. Immer die gleichen Gesichter aus denen unsagbare Glückseligkeit spricht. Papierne Enzyklopädien aus Lügen, Halbwahrheiten und belanglosem Tratsch. Beziehungsgeschwurbel, angesagte Kochrezepte und noch angesagtere Mode. Horoskope. Und jetzt muss er für einen Herzschlag lang kurz lächeln. Wie sehr hat sie diese Zeitschriften gemocht. Er sieht sie so klar vor sich, dass er meint, ihr über die Wange streicheln zu können. Seine Mutter im Sessel, auf dem Schoß die neueste Ausgabe eines dieser Blättchen, auf dem Weg in eines ihrer vielen Paralleluniversen. Wenn es einen Menschen auf der Welt gab, der die Kunst des Eskapismus perfektioniert hatte, dann war es seine Mutter.

Als er über den Bahnhofsvorplatz geht, liegen Wolken wie schmutziger Badeschaum über den Dächern der Innenstadt. Der Bus kommt erst in fünf Minuten, und um die Wartezeit nicht mit noch mehr Grübeleien zu verbringen, studiert er die Auslagen der angrenzenden Geschäfte, ohne eigentlich genau hinzuschauen. Er hat natürlich wieder alles Mögliche vergessen zu besorgen. Sein Vater bräuchte eine bequemere Hose. Sofia Reker hatte ihn beim letzten Mal darauf aufmerksam gemacht, dass wohl keine Seife und keine Zahnpasta mehr im Badezimmerschränkchen seien. Nichts wirklich Wichtiges, aber gemacht werden muss es trotzdem und für derlei Dinge ist sie nicht eingestellt worden. Im Kühlschrank fehlten gestern ein paar Sachen. Auch das ist eigentlich nicht wichtig, denn dann wird eben beim nächsten Einkauf daran gedacht. Aber er weiß, dass sein Vater zeit seines Lebens Wert darauf gelegt hat, dass der Kühlschrank ‚voll‘ ist. Auch wenn das bedeutete, dass immer wieder mal etwas weggeworfen werden musste. Und dann entsteht auch das Bild wie ein Foto in seinem Kopf – sein Vater im weißen Kittel in seinem Geschäft, vom Büro zur Fleischtheke, der Obst- und Gemüsecke oder zu den Regalen mit Lebensmitteln gehend, unentwegt darauf bedacht, dass alle Waren nachgefüllt werden und ja kein Schmutz in den Gängen herumliegt. Als er den Laden vor gerade einmal fünf Jahren an einen Nachfolger übergab, sagte er eine Woche lang kaum ein Wort und die

Mutter verkroch sich vollends in ihre goldenen Universen und grellbunten Fernsehserien. Bernd Mailen Feinkost war Geschichte. Also doch Grübeleien ...

Manchmal wundert es ihn, dass ihn seine Gedanken nicht bis in seine Nächte verfolgen. Er träumt nie davon. In der letzten Zeit sind seine Nächte nur ein hinter ihm liegendes schwarzes Loch. Leer und auf erschreckende Weise erholsam. Er versteht es nicht. Das Gestern verfolgt ihn tagsüber, und er weiß jeden Tag, heute, dass es morgen wahrscheinlich wieder so sein wird. Nicht ständig, aber zu oft. Keine Alpträume, aber auf jeden Fall etwas, mit dem er nur ganz schlecht umgehen kann.

„Wieder afk?!“ Nichts als ein dummer Spruch. Aber manchmal wünscht er sich, dass es wirklich nur das Keyboard oder die Tastatur wären, von denen ihn seine Gedanken fortreiben.

Ja, Matze, sage es nur: Viel zu lernen du noch hast ...

Auf dem Sitz vor ihm im Bus sitzt eine junge Frau in Sportkleidung, die ein Netz mit zwei Volleybällen auf dem Schoß hat. In den letzten Monaten war er vielleicht zwei- oder dreimal im Studio. Die Firma bezahlt ihm zwanzig Prozent der Abonnementskosten, und er weiß, dass ihn das Training, wenn er denn die Zeit dafür fände, mit Sicherheit wenigstens für eine Weile auf andere Gedanken bringen würde.

Wenn im Kühlschrank ‚Dinge fehlen‘, dann ahnt er schon, dass das Thema Abendessen eine Frage der Improvisation werden dürfte. Also steigt er eine Station früher aus und macht den kleinen Umweg über den Supermarkt. Eine genaue Vorstellung, was er kaufen soll, hat er nicht. Er ist kein großer Meister im Zubereiten von Mahlzeiten. Wenn er später aus dem Büro kommt, fehlt ihm der Antrieb, irgendetwas Aufwendigeres zu kochen. Meistens ist es irgendein TK-Gericht, das er sich in der Mikrowelle warm macht. Manchmal geht er mit dem ein oder anderen aus dem Team um die Ecke und holt sich einen Döner, oder sie gehen nach Feierabend noch eine Stunde zum Italiener. Ging. Gingen. Holte. Vergangenheit.

Er schlendert ideenlos durch die Regale und als er an der Tiefkühltruhe vorbeikommt, holt er zwei TK-Pizzas heraus. Salami. Seine Mutter hat

sie manchmal selber gemacht, aber diesen Gedanken verdrängt er so schnell wie er gekommen ist.

„Möchten Sie eine Tüte für zwanzig Cent?“

„Ja, bitte, geben Sie mir eine – ausnahmsweise.“

Über dieses Thema möchte er sich jetzt nicht auch noch den Kopf zerbrechen. Die Ausnahmen sind längst Regel. Das letzte Stück des Weges geht er zu Fuß. Der Bürgersteig besteht wieder aus dunklen Platten. Und Fugen. An den Einfahrten zu den Häusern liegen hier und da die kleinen, grauen Knochensteine, aber die haben nie gezählt. Jetzt geht er einfach weiter. Es kommen ihm viel zu viele Leute entgegen, und sich einmal am Tag lächerlich zu machen, reicht ihm völlig aus. Ein Spiel. Aber er hat keine Lust zu verlieren, auch wenn es natürlich absolut egal ist. Später am Abend wird er vielleicht noch einmal in seinen Account schauen und nachsehen, ob sich jemand gemeldet hat. Gemeinsam gegen allen Unbill der Welt ... Es gibt sie ... es gibt sie nicht ... Großer Gott, jetzt denkt er schon wie seine Mutter.

Sofia Rekers Nissan Micra steht noch vor dem Haus. Als er die Tür zur elterlichen Wohnung aufschließt, sieht er ihre Silhouette durch das Glas der Flurtür und hört, wie sie irgendetwas ruft. Er stellt den Rucksack ab, nimmt die Tüte mit den beiden Pizzakartons und geht hinein.

„Ah, guten Abend Herr Mailen. Ich wollte Sie gerade anrufen und fragen wie lange es noch dauert. Ich bin nämlich ein bisschen in ...“

„ ... Hallo, guten Abend. Ist alles in Ordnung?“ Er geht in die Küche und legt die Kartons auf die Ablage.

„Alles soweit in Ordnung, ja. Er sitzt auf dem Balkon. Ich finde es zwar noch ein wenig kühl, aber er ließ sich nicht davon abbringen.“

Er sieht wie ihr Blick über die Pizzakartons streift und wie sie für den Bruchteil einer Sekunde ihre Lippen zusammenkneift.

„Die Logopädin hat angerufen und lässt sich entschuldigen, dass sie morgen erst eine Viertelstunde später kommen kann.“

Er weiß, dass es nicht der Anruf war, der ihr gerade durch den Sinn ging. Er nickt nur, holt ein Glas aus dem Hängeschrank und hält es unter den Wasserhahn. Als sie in der Diele ihren Mantel vom Haken nimmt, kann sie sich dann doch nicht zurückhalten.

„Wenn Sie mir einen Zettel machen, Herr Mailen, kann ich Ihnen beim nächsten Mal gerne das ein oder andere ...“

„ ... Das ist wirklich nicht nötig“, unterbricht er sie, „wir kommen schon zurecht. Aber trotzdem Danke.“

„Wie Sie meinen. Ich dachte nur ... Tja, ich gehe dann mal. Bis übermorgen. Ich glaube, er würde gerne noch einen Tee haben, aber ...“

Sie legt den Kopf ein wenig zur Seite und hebt die Schultern.

„Auf Wiedersehen.“

Er hält ihr die Tür auf und bleibt dann noch ein paar Sekunden im Flur stehen. Kurz darauf hört er das leiser werdende Brummen ihres Nissans und geht in die Wohnung zurück.

Sein Vater sitzt auf dem Balkon, in eine Decke gewickelt und den Blick auf etwas gerichtet, das deutlich weiter entfernt sein muss als die Blumenrabatten im Garten des Erdgeschosses. Er hat die Hände im Schoß gefaltet, und die Daumen kreisen langsam umeinander.

„Hallo, Senior. Wie geht es Dir?“

Als der Vater zu ihm aufblickt, formen die Lippen ein spitzes Rund, aber im nächsten Augenblick verengen sich seine Augen und er legt die Stirn in Falten, weil dem Mund kein Laut entweicht. Und sofort dreht er den Kopf wieder zur Seite.

„Ist Dir nicht zu kalt? Was habt ihr heute gemacht?“

Als der Vater ihn wieder anschaut, scheint sein Blick zu sagen: ‚Was glaubst du denn?!‘ Dann öffnet er den Mund und quälend langsam gelingt ihm ein ‚... chts‘.

„Ich denke nicht, dass ihr nichts gemacht habt.“

Er nimmt den Becher vom Tisch auf und sagt:

„Möchtest Du erst noch einen Tee? Ich habe Pizza mitgebracht.“

Wieder öffnet sich der Mund unter dem weißen Vollbart, und die Bewegungen sehen aus, als wolle er etwas zerkauen was nicht da ist. Für einen kurzen Moment liegt in seinem Blick etwas Flehendes.

„ ... ien ... er?“

„Nein, nicht vom Italiener. Aber wenn Du willst, können wir auch ...“ Er hat es geahnt.

Der Vater macht eine abfällige, müde wirkende Handbewegung und starrt wieder hinunter in den Garten.

„Irgendetwas müssen wir essen, Vater. Ich hatte nicht viel Zeit.“

Es klingt wie eine völlig misslungene Mischung aus Enttäuschung und Anklage zugleich. Ein kaum erkennbares Nicken und ein Blick hinauf ins Nichts.

Er macht einen Schritt auf den Balkon hinaus, stellt sich ans Geländer und zeigt hinauf in die grauweißen Wolken.

„Was ist das?“, fragt er lächelnd, und als sein Vater ihn anschaut, liegt ein seltsames Funkeln in dessen Augen. Er muss das Wort förmlich aus sich herauspressen.

„ ... in ... ina!“

Ein kaum vernehmbarer Seufzer und ein paar Sekunden lang Stille.

„Wolken, Vater, das sind Wolken ... aber, wenn Du möchtest ... vielleicht ist Mutter ja auch irgendwo da oben.“

Und dann nimmt er die Tasse mit hinein und geht in die Küche.



Freundlichkeit kann man kaufen und von weitem ist alles so klein

Feinkost Mailen war eine Institution gewesen. Wie oft in meinem Leben hat mein Vater mir die Geschichte seines Vaters Emanuel erzählt, der Anfang der Fünfzigerjahre angeblich zweimal in seinen Goliath GV 800 gestiegen war, um für Wochen in die Gegend um Mailand und Bologna zu verschwinden, die Nächte neben seinem kleinen Koffer auf einer Matratze und unter einer Wolledecke im Stauraum des erst einmal noch leeren kleinen Busses verbringend, der dann irgendwann wieder vor dem Geschäft in der Hohestraße stand, voll beladen mit Kisten voller Sardinen, Kapern, Olivenöl, Reis, Nudeln, Käse, Wein und Panettone. Das Auspacken und Begutachten der Kisten und ihrer Inhalte hatte beide Male angeblich einem zeremoniellen Akt geglichen. Staunen, studieren, riechen, von dem, was auf den Etiketten stand, kaum etwas verstehen, aber in der prickelnden Vorahnung, wie sich alles in den Regalen ausmachen würde. „Wenn ich Ihnen noch etwas

empfehlen darf, Frau Müller, frisch hereingekommen, eine Delikatesse.' Die Geschichte wurde jedes Mal ein wenig umfangreicher, und ich habe jedes Detail geglaubt.

Den Reisen vorausgegangen, so hieß es, war ein umfangreicher Briefwechsel mit einem halben Dutzend Großhändlern und Erzeugern, die sich in den Jahren, die folgen sollten, zu treuen und zuverlässigen Geschäftspartnern von Feinkost Emanuel Mailen entwickeln sollten. La fonte di un'idea aziendale meravigliosa. Übersetzt hatte die Briefe damals angeblich der Ehemann einer Bekannten, und ich habe mir bei jeder Neuauflage der Erzählung vorgestellt, wie der Großvater durch das kleine Büro hinter dem Verkaufsraum auf und ab geht und mit blumigen Worten jenem Antonio Sätze und Höflichkeitsfloskeln in die Feder diktiert, die er niemals auf ihre Richtigkeit hin hätte kontrollieren können. ‚Das dolce vita‘, dessen war er sich sicher, ‚das dolce vita, bella Italia, der Duft und die Exotik des Mittelmeeres. Wer es sich leisten kann fährt nach Italien, meine Lieben. Warum sollte man nicht ein wenig davon zu uns holen? Damit lässt sich Geld verdienen. Ihr werdet es sehen.'

Wir haben es gesehen. Nun ja, ich selber habe es vielleicht am wenigsten gesehen. Dafür umso mehr geglaubt. Als mein Vater 1955 geboren wurde, war das Geschäft in weitem Umkreis bekannt, die treuen und betuchteren Kunden ließen anschreiben, und die Kinder, die ihre Mütter beim Einkauf begleiteten, bekamen regelmäßig eine kleine Süßigkeit aus dem großen Glas auf der Theke geschenkt. ‚Und, was sagt man?!'

Für meinen Großvater war das Geschäft sein Leben. Nicht, dass er meine Großmutter nicht geliebt hätte. Liebe nach den Maßstäben seiner Generation. Ich kenne keinerlei Geschichten oder Anekdoten, die von Zerwürfnissen oder Streitereien zwischen den beiden erzählen. Aber ohne es erklären zu können, ist das Bild, das ich von ihm habe, das Bild eines Mannes, für den rechtschaffen erworbener Erfolg, uneitle Schönheit und Seriösität das zu achtende und zu wertschätzende Maß aller Dinge waren. Ständig kreisten seine Gedanken um das Wohlergehen des Geschäftes. Und erst wenn diese Gedanken ein wenig zur Ruhe kamen, schien Raum in ihnen für die Familie und meine Großmutter zu entstehen. Als ich selber Jahrzehnte später meinen Eltern zum ersten Mal kundtat, dass ich Medien- und Gamedesign an der MD.H studieren wolle, war meinem Vater zwar die Verwunderung

anzusehen, aber wenn er damals wirklich enttäuscht gewesen sein sollte, hat er es auf bemerkenswerte Weise verstanden, dieses Gefühl vor mir zu verbergen. Als ich ihm den Betrag nannte, der bis zum Ende des Studiums an Gebühren zusammenkommen würde, sah er mich nur eine Weile schweigend an. ‚Dann erwarte ich, dass Du nebenbei arbeiten gehst und dich für ein Stipendium bewirbst. Ersteres ist nicht verhandelbar, Julian. Sonst geht es nicht. Mit dem Stipendium müssen wir dann sehen‘.

Für ihn selber wäre etwas anderes als der Eintritt in das väterliche Geschäft völlig undenkbar gewesen. Seine Lehre als Einzelhandelskaufmann stand nie außer Frage, und ich muss in diesem Zusammenhang erwähnen, dass man sich meinen Vater auch als wenig anderes als den über alle Maßen freundlichen und liebenswerten Herrn Feinkosthändler Mailen vorstellen kann. War mein Großvater vor allem geschäftstüchtig und korrekt, dann zeichnete sich mein Vater durch seine für mich manchmal überbordende Freundlichkeit und unerschöpflichen Ideenreichtum aus. Wenn meine Mutter manchmal meinte, man könne es mit Entgegenkommen und Verständnis auch übertreiben, dann war seine Reaktion ausnahmslos ein mildes Lächeln und die Entgegnung: ‚Bei mir kann man Freundlichkeit kaufen!‘ Ich bin mir noch heute sicher, dass die wenigsten den tieferen Sinn und das damit verbundene Ziel dieser sechs einfachen Worte meines Vaters verstanden haben. Er erzählte gerne, wie mein Großvater angeblich im September des Jahres 1957 nach Köln gefahren ist, weil er sich unbedingt vor Ort ansehen wollte, wovon alle Zeitungen berichteten. Ein Herr Eklöh hatte nach amerikanischem Vorbild in der Rheinlandhalle auf 2000 qm einen sogenannten Supermarkt eröffnet. ‚Das funktioniert nie!‘, soll er gesagt haben, ‚und das, was er an Personal einspart, klaut man ihm unter dem Hintern wieder weg.‘ Als meine Großmutter vorsichtig eingeworfen haben soll, dass ein solcher Supermarkt aber vielleicht schlecht für das eigene Geschäft sei, soll er nur abgewinkt und geantwortet haben: ‚Papperlapapp, Hilde, du redest Unsinn!‘

Wie alle weiß ich heute, dass meine Großmutter keinen Unsinn geredet hat. In den Jahren vor meiner Geburt öffneten in unmittelbarer Umgebung ein italienischer und ein türkischer Lebensmittelladen ihre Pforten, die es zwar heute nicht mehr gibt, aber dafür zehn andere im gleichen Stadtteil. Und als vor sechs Jahren der gigantische Kaufmarkt

mit zwei Etagen in gerade mal fünfhundert Metern Entfernung seine Tore öffnete, waren die Tage von Feinkost Mailen gezählt. Jahre, in denen mein Vater eigene Rabattmarkenheftchen gestaltet, kostenlose Warenproben und Hauslieferungen angeboten hatte. Selbstverständlich hatte man die Weihnachtsgans vorbestellen und den Geschenkkorb individuell bestücken können. Zweimal im Vierteljahr waren für die Weinprobe am Samstagnachmittag Stehtische herangeschafft und mit weißen Hutten überzogen worden. Und mein Vater pries an, erklärte, lächelte und verkaufte Freundlichkeit. Er hat niemals nach einem Zeugnis gefragt. Wenn es in den Jahren um eine neue Einstellung ging, brühte er erst einmal Kaffee oder Tee auf, hingte seinen weißen Kittel an den Haken und erzählte dem Bewerber oder der Bewerberin kleine Geschichten. Irgendwann fragte er beiläufig nach Hobbys und Interessen, wieso man ausgerechnet bei ihm anfangen wolle, bis dann am Ende die Standardfrage kam: ‚Und was würden Sie machen, wenn Sie einen Diebstahl beobachten, oder wenn der Kunde Ihnen auf die rabiateste Art und Weise Unfreundlichkeiten und fadenscheinige Beschwerden an den Kopf wirft?‘

‚Wir waren nie ein Tante-Emma-Laden. Und die Onkel-Mehmet-Läden haben mich nie gestört‘, schimpfte er am Tag nach dem Verkauf, um dann fast eine Woche lang zu schweigen. Wenn ich mich heute erinnere, stelle ich fest, dass es für meinen Vater nie ein Problem darstellte, hier und da freiwillig zu schweigen. Es heißt, dass das Schicksal nichts nimmt, was es nicht gegeben hätte. Ich bin mir nicht sicher, ob das wirklich wahr ist.

Das meiste von all dem weiß ich nur aus Erzählungen. Und solange ich denken und zuhören kann stand Erzählen bei uns zuhause hoch im Kurs. Jeder meiner beiden Eltern hatte seine eigene Art, Erlebtes noch einmal wiederzubeleben, das Kleine groß und das Große klein zu erzählen, den Unannehmlichkeiten die Spitzen zu nehmen und dann doch manchmal aus der Maus den sprichwörtlichen Elefanten zu machen. Und an Phantasie hat es weder meiner Mutter noch meinem Vater gemangelt. Sie haben beide immer ihre Blumen gefunden. Jeder seine eigenen. Hier und da die gleichen. Und ab und an sogar dieselben. Für meine Mutter war diese Phantasie manchmal guter Geist und Dämon zugleich. Und für mich war sie als kleines Kind immer die

Fahrkarte in andere Welten, wenn sie mir abends oder am Wochenende, je nachdem wer Zeit und Lust hatte, vorlasen. Jeder aus seinem höchst unterschiedlichen Kanon aus damals angesagten oder niemals unmodern werdenden Kinderbüchern. Oder aber, wenn es mein Vater war, aus dem Quell einer niemals versiegenden Erfindungsgabe.

Es ist seltsam, dass ich, wenn ich in den letzten Monaten an meine Eltern denke, immer zuerst an meinen Vater denke. Denken will. Diese Gedanken ähneln dann jedes Mal einem langen Umweg, einem unverzichtbaren, tiefen Atemzug bevor sich das Bild meiner Mutter unweigerlich in meine Gedanken zwängt. Bis mir die Luft weg bleibt und ich das Erinnern an einen völlig anderen Ort zwingt.

Meine Großmutter mütterlicherseits war Schauspielerin am Düsseldorfer Schauspielhaus. Es gibt alte Fotos und ein paar verstaubte Schachteln mit Programmheften, Briefen, Besetzungslisten und allerlei in die Jahre gekommenem Krimskrams, die meine Mutter mir ein- oder zweimal unter süffisantem Lächeln und der ein oder anderen despektierlichen Bemerkung gezeigt hat und deren Inhalt für meine Großmutter Elisabeth am Ende ohne Zweifel eine Ansammlung von verklärten Relikten aus einer Zeit wenig erfüllter Träume darstellte. Sie war wohl keine erfolgreiche Mimin, jemand, den man mit kleinen Nebenrollen besetzte, oftmals mit kaum ein paar Sätzen Text, was meine Großmutter mit den Jahren zermürbte und maßlos enttäuschte. Die verkannte und unterschätzte große Künstlerin.

Dass sie unter dem großen Gustav Gründgens arbeitete, war ein schwacher und eigenartiger Trost, denn obwohl man ihr nie die glanzvollen Rollen zuwies, war ihre Ehrfurcht und Bewunderung gegenüber dem bejubelten Mephisto unzerstörbar. Ich erinnere mich an die seltsame Mischung aus Melancholie und Abneigung, mit der meine Mutter immer wieder mal erzählte, wie meine Großmutter bei Festen lächelnd den Leitspruch ihres Bühnengottes deklamierte, ‚Berauscht euch, Freunde, singt und liebt und lacht, und lebt den schönsten Augenblick! Die Nacht, die man in einem Rausch verbracht, bedeutet Seligkeit und Glück‘, und der so wenig mit ihrem eigenen Lebensweg zu tun hatte, weil der Wein, den sie manchmal trank und die Geduld meines Großvaters so gänzlich andere Aufgaben zu erfüllen hatten.

Meine Mutter wollte nicht werden wie ihre Mutter. Und vielleicht war dieser Vorsatz genau der falsche Weg.

Als sie 1960 zur Welt kam, hängte meine Großmutter die Schauspielerei an den Nagel, versuchte mit mäßigem Erfolg eine gute Ehefrau und Mutter zu sein und besuchte bis zu ihrem Tod so gut wie keine Theatervorstellung mehr. Und als meine Mutter fünfundzwanzig Jahre später meinen Vater heiratete, hatte sie selber eine Ausbildung zur Sekretärin und ein paar wenig spektakuläre Jahre bei *Löwensenf* hinter sich, um ihren Beruf nach der Hochzeit aufzugeben und meinem Vater zwei Jahre lang bei Feinkost Mailen zu unterstützen. Bis zu meiner Geburt, von der an sich meine Mutter entschloss nur noch für die Familie da zu sein, ohne Zweifel in der festen Überzeugung, dass, wenn zwei das gleiche tun, dies noch lange nicht das gleiche ist.

In meinen zu oft stattfindenden Tagträumen stelle ich mir manchmal das Bild und den Augenblick vor, in dem mein Vater zum ersten Mal meine Mutter trifft. Mittlerweile sind es dermaßen detailliert ausgedachte filmische Sekunden, von denen ich weiß, dass sie nichts mit der wahren Vergangenheit zu tun haben, die meine Fantasie aber zu einem so einzigartigen und rätselhaften Mysterium zusammengebaut hat, weil ein solcher Moment und seine Folgen nicht das Geringste mit irgendetwas zu tun haben, was in meinem Leben ähnlich verlaufen wäre. In diesem kurzen Film finden Dinge statt, die ich nicht kenne und die ich trotzdem fühle, Dinge, die ich nicht verstehe und die dennoch Teil meiner selbst und vor allem Teil meiner Träumereien sind. Unvorstellbar und so erstrebenswert einfach.

Die hübsche Sekretärin, die nette junge Frau, die für ein paar Stunden auch die Rolle der Hostess am Löwensenf-Stand auf der ANUGA übernehmen muss und der überaus freundliche und charmante Feinkosthändler, den es aus beruflichem Interesse auf die Messe gezogen hat. ‚Eine Probe gefällig?‘ ‚Aber gerne.‘ ‚Diese beiden hier sind ganz neu. Probieren Sie! Sehr lecker!‘ ‚Vielen herzlichen Dank.‘ Ein Lächeln, das erwidert wird. Der Moment am Stand, der nur zu gerne in die Länge gezogen wird. Noch ein Lächeln. Vielleicht ein Prospekt, der gedankenverloren in der Innentasche des Jacketts verschwindet. Und irgendwann Fragen und Antworten, die so einfach zu stellen und zu geben sind, dass ich mich immer wieder über alle Maßen verstört frage,

wohin diese Fragen und Antworten, diese Gelegenheiten und Situationen in den Jahrzehnten verschwunden sind und warum aus ehrlicher Leichtigkeit soviel bleierne Zwanghaftigkeit und absurde Verstellung werden konnte.

Ich rede von mir. Nur von mir. Ich weiß ja selber, dass es auch anders geht. Marie Wegener und Jens Große aus dem Team. Akuma und Ikem und ihre Freundinnen. Alles ganz cool und unverklemmt. Matze hat auch irgendetwas am laufen. Alles Beispiele, die als Beispiele nichts taugen. ‚Berauscht euch, Freunde, singt und liebt und lacht, und lebt den schönsten Augenblick!‘ Ladet mich mal ein. Nein, ladet mich besser nicht ein. Dumme Fragen und wohlgemeinte Kommentare sind das Letzte, was ich brauche. Alles klar, nett gemeint ... Nein Danke. Außerdem habe ich sowieso keine Zeit mehr für Einladungen. Passt schon ...

Manchmal, selten, träume natürlich auch ich etwas. Mit selten meine ich, dass ich mich beim Aufwachen so gut wie nie an etwas erinnern kann. Bedenkt man, dass ich der Sohn eines Mannes bin, der sein Leben lang mit Lebensmitteln zu tun hatte und der selber der Sohn eines Mannes ist, der sein Leben lang mit Lebensmitteln sein Brot verdient hat, dann erscheint es mir schon reichlich absurd, dass ich mich an einen solchen Traum erinnere, den ich im Übrigen zwei- oder dreimal in irgendwelchen Varianten geträumt habe.

Ich bin ein Zwerg. Ein sehr kleiner Zwerg. Ich weiß das, weil das Dickicht aus weiß und rot blühenden Erbsenpflanzen, durch das ich mich schlage, hoch über meinen Kopf aufragt. Wenn ich an eine der Pflanzen stoße, und das passiert eigentlich unentwegt, dann platzen die Schoten auf und heraus rieseln winzige Klone meiner selbst. Kaum daumengroße Zwerge mit puterrotem Gesicht. Dann überquere ich einen Feldweg, auf dem mich um ein Haar ein riesiges Traktorrad überrollt, das einem Ungetüm gehört, das ich weder gehört noch gesehen habe, um im letzten Augenblick in das nächste Erbsenfeld zu flüchten. Wieder ein Himmel aus roten und weißen Blüten. Nur dass meine kleinen Spiegelbilder, die mir entgegen fallen, während ich durch den Erbsenurwald fuhrwerke, jetzt alle rosa Gesichter haben. Und irgendwann höre ich in der Ferne die Stimmen meiner Eltern, was mich völlig irritiert stehen bleiben lässt, weil meine Mutter mit der Stimme

meines Vaters ruft und mein Vater mit der Stimme meiner Mutter. Im Traum weiß ich sowohl, dass das absoluter Unfug ist, weil ich beide ja nicht sehen kann, als auch dass es ganz sicher so ist. Ich weiß es einfach. Und dann wache ich auf und sehe als letztes eine rote, eine weiße und eine rosa Erbse in meiner Hand.

Ich habe noch nie jemand von diesen Träumen erzählt. Ich habe keine Lust auf mitleidige Blicke von einfühlsamen Leuten, die mich insgeheim für paranoid halten.

Die Stimmen meiner Eltern. Ich würde sie unter tausend anderen erkennen, weil ich mich ewig daran erinnern werde, wie sie klangen, sich verwandelten, wenn sie mir ihre so unterschiedlichen Geschichten erzählten. Und weil ich mich heute, im Nachhinein, manchmal frage, warum es eine Zeit gab, in der diese Stimmen auffallend wenig miteinander sprachen. Als kleines Kind registriert man das nicht sofort. Und wenn doch, dann wohl nur, wenn das Schweigen so laut und deutlich ist, dass ein kindliches Gemüt sich in seiner Fantasie die dunkelsten Gründe dafür ausmalt.

Als ich eingeschult wurde, hatte sich meine Mutter verändert. Sie war schweigsamer geworden, ernster und fahriger. Manchmal saß sie in Gedanken versunken am Küchentisch, auf dem Herd kochte irgendetwas vor sich hin, und starrte mit rot unterlaufenden Augen den Kaffeebecher an. Sie stand zunehmend später auf, lief manchmal noch im Morgenmantel herum, wenn ich aus der Schule kam, und ich weiß, dass ich sie zu Beginn meiner Schulzeit ein paar Mal wecken musste, um nicht zu spät zum Unterricht zu kommen. Diese Male dann ohne Frühstück. Und ich weiß auch, dass es Tage gegeben hat, an denen das Abendessen einfach ausgefallen ist, weil meine Mutter nichts vorbereitet hatte. Vieles passierte nur sporadisch und war, was mich anbelangte, kurze Zeit später vergessen. Puzzlesteine, die erst Jahre danach, und auch nur, wenn man darüber nachdenkt, vielleicht ein Bild ergeben. Allerdings gab es jeden Monat Tage, an denen sie sich so hundeeelend gefühlt haben muss, dass sie kaum das Schlafzimmer verließ.

Wenn mein Vater abends nach Hause kam, hingte er seinen Mantel an die Garderobe, schloss für ein paar Sekunden die Augen, und von da an erfüllte eine Aura von Aufmerksamkeit, Gleichmut und Nachsicht die Wohnung, die mir im Nachhinein damals auf eine unerklärliche Art als

unheimlich vorgekommen sein muss. Hatte ich irgendetwas pexiert, war irgendetwas vorgefallen, musste ich irgendetwas beichten, es wurde zur Bagatelle erklärt. ‚Kommt nicht wieder vor, Julian. Wir beide wissen das!‘

Er hat die Zeitschriften, die er meiner Mutter in dieser Zeit stapelweise vom Kiosk mitbrachte, wahrscheinlich gehasst. Er hat nie ein Wort darüber verloren. Ich kann mich nicht daran erinnern, dass er jemals eines dieser Blättchen, nachdem er sie meiner Mutter übergeben hatte, angefasst hat. Wenn sie sich, leergelesen, auf dem Wohnzimmertisch stapelten, hat er sie nicht einmal zum Altpapier gebracht. Das musste meine Mutter machen. Und eine Woche später wurden die neuen Ausgaben mit gleichen anderen bizarren Geschichten aus den HölLEN und Paradiesen einer Parallelwelt, die meiner Mutter an ihren besonders schlimmen Tagen offensichtlich als perfektes Refugium dienten, kommentarlos neu geliefert.

Das Buch, aus dem mir meine Mutter in den vielen Jahren am häufigsten und liebsten vorlas, war *Der kleine Prinz* von Antoine de Saint-Exupéry. Ich glaube, irgendwann konnte sie weite Passagen des Büchleins auswendig. Jede Figur bekam ihre eigene Stimme, und die des kleinen Prinzen war natürlich die beeindruckendste.

‚An einem Tag habe ich die Sonne dreiundvierzigmal untergehen sehen! Du weißt doch, wenn man recht traurig ist, liebt man die Sonnenuntergänge ...‘

‚Am Tage mit den dreiundvierzigmal warst du also besonders traurig?‘

Aber der kleine Prinz antwortete nicht, dieser allein mit der Gabe der herzlichen Einfalt und einem unerschütterlichem Vertrauen ausgestattete Sternenreisende, in dem meine Mutter wahlweise und sicherlich nie erklärbar und unbewusst entweder ihr eigenes Alter-Ego gesehen haben muss, oder aber den unerschütterlichen Freund oder Bruder, den jede liebende Mutter ihrem Sohn auf den Lebensweg wünscht. Ich habe keine Geschwister, und jedes Mal, wenn ich diese Jahre Revue passieren lasse, beschleicht mich der Eindruck, dass dieser Umstand der dunklere Teil der erträumten Pläne meiner Mutter war.

Und wenn der kleine Prinz Pause machte, übernahmen das *kleine Gespenst*, der *Räuber Hotzenplotz* und vor allem *Alice aus dem Wunderland*.

‚Wenn ich eine eigene Welt hätte, wäre alles Unsinn. Nichts wäre, was es ist, denn alles wäre, was es nicht ist. Und umgekehrt wäre das, was ist,‘

nicht das, was es ist. Und was es nicht wäre, das wäre es. Seht ihr?' Ob meine Mutter jemals ahnte, wie oft sie von sich selbst erzählte, ohne es zu wissen?

An den Tagen, an denen meine Mutter unauffindbar in ihrer Drangsal und ihrem stummen Leid versank, übernahm mein Vater. Er verstand sich nicht als Lückenbüßer oder Ersatz. Die von meiner Mutter ausgesuchten Bücher waren ihm alle bekannt, und ich denke, er schätzte sie sogar. Ich glaube, er sah es als Chance an, mir in diesen Momenten auch einmal eine ganz andere Zauberbrille aufzusetzen. Denn seine Geschichten und Erzählungen waren so ganz und gar anders als das, was meine Mutter aussuchte. Da gab es den *Maulwurf, der wissen wollte wer ihm auf den Kopf gemacht hatte*. Meine Mutter fand das Buch eine ‚seltsame Wahl‘, und ihr wäre im Leben nicht eingefallen daraus vorzulesen. Mein Vater hingegen war der Meinung, dass man ‚darüber doch wohl reden müsse.‘ Und ich fand den Maulwurf und seine Fragen außerordentlich interessant. Und äußerst witzig! Es gab *Jim Knopf, Momo* und das *Sams*, das meine Mutter irgendwie ‚reichlich albern und frech‘ fand.

Aber alles wurde überstrahlt, wenn mein Vater eines der Bücher von Chris van Allsburg in die Hand nahm, einen Moment nachdachte und dann anfang zu erzählen. Es waren Geschichten, die in keinem Buch standen. In seinem Lieblingsbuch dieses Autors, und viele Jahre später auch meinem, stand nichts geschrieben. Es gab nur ganzseitige und absolut wunderbare, magisch anmutende Schwarzweißzeichnungen und eine Überschrift auf der gegenüberliegenden Seite. *Die Geheimnisse von Harris Burdick*. Und wenn mein Vater anfang, wurden diese Geheimnisse nach und nach von seiner Fantasie zum Leben erweckt. Ich weiß nicht, wie oft aus demselben Bild ein Märchen wurde, das etwas völlig anderes erzählte als beim vorangegangenen Mal. Und jede Geschichte, jedes Geheimnis begann in einem kleinen Lebensmittelgeschäft in einer weit entfernten Stadt.

Es war die Zeit, in der meine Eltern gemäß den unergründlichen Regeln einer stummen Absprache zwischen Eheleuten anfangen, jeder für sich Serien im Fernsehen zu schauen und das so zu organisieren, dass man sich nie in die Quere kam. Wenn meine Mutter *Golden Girls* schaute und nahezu alles, was die Figur der Rose Nylund sagte und tat positiv

kommentierte, als aus den goldenen Mädchen Jahre später *Desperate Housewives* wurden, verkroch sich mein Vater in ein anderes Zimmer und las oder arbeitete. Im Gegenzug verschwand meine Mutter in der Küche, wenn mein Vater zu einer neuen Folge von *Star Trek-The Next Generation* ins Wohnzimmer kam. Viel später, im Jahr in dem ich Abitur machte und mein Vater mich längst mit seiner Vorliebe für SciFi infiziert hatte, saßen wir zu zweit vor dem Fernseher und schauten gebannt eine weitere Folge der Serie *Lost*. ‚Ich glaube nicht an Magie. Aber dieser Ort ist anders!‘ Und meine Mutter schüttelte den Kopf und meinte: ‚Den verschwurbelten Kram versteht doch kein Mensch!‘. Woraufhin mein Vater gelassen abwinkte und antwortete: ‚Regina, bitte! Ich sage ja auch nichts zu deinen alten Schachteln!‘

Die Dämonen, die meine Mutter heimgesucht hatten, verschwanden mit den Jahren nach und nach. Ohne dass ich jemals wirklich erfahren habe, was sie ausmachte oder warum sie über sie hergefallen waren. Zu ihrem fünfzigsten Geburtstag schenkte mein Vater ihr eine zweiwöchige Reise nach Namibia. Auf die selbst gestaltete Geburtstagskarte hatte er einen alten, bärtigen Mann mit Schlapphut in einer Wüste gezeichnet, der aussah wie Herr Tur-Tur, der Scheinriese aus *Jim Knopf*. Und darunter stand: Geschichten erzählen nie die ganze Wahrheit. Denn von weitem ist alles so klein! Dein dich immer liebender Bernd.

Es gibt sie – es gibt sie nicht – es gibt sie ...

Er wird wieder – er wird nie wieder – er wird wieder ...

Es gibt sie nicht – es wird sie nie wieder geben ...

